



ZEIT FENSTER

AUS DEM VEREIN
O'zapft is! – 25 Jahre
Kappeler Werkstätten

AUS DEM VEREIN
Und wozu jetzt noch
ein Verhaltenskodex?

AUS DEM VEREIN
»Das Feuer ist aus!«
Brandschutztag in
Sundsacker

SPORT
Fußball-WM
in Brasilien

KULTUR
Menschen – Ich bin ich!

KULTUR
Licht und Schatten
im Umgang
mit Menschen

TITELTHEMA

Autismus

»Meine Welt
ist anders.«



Inhalt

KONTAKT

St. Nicolaiheim Sundsacker e.V.
Redaktion Zeitfenster
 Mehbydiek 23
 24376 Kappeln
 www.st-nicolaiheim.de

Post an das Redaktionsteam:
zeitfenster@st-nicolaiheim.de

WEITERE INFOS

Es gibt Themen, die sehr umfangreich bzw. von individuellem Interesse sind. Diese können wir in unserer Zeitung nur auszugsweise darstellen. Bei der Abbildung des Internet-Symbols finden Sie daher weitere Informationen, Bilder etc. zu dem jeweiligen Thema unter:
www.st-nicolaiheim.de
 > Aktuelles > Vereinszeitung



IMPRESSUM

Ausgabe: 1.15
 Erscheinungsdatum: 6/2015

Herausgeber:
 St. Nicolaiheim Sundsacker e.V.

Verantwortlich im Sinne des
 Presserechts: Stefan Lenz

REDAKTION

Miriam Stracke | SB-Bereich
 Claudia Lamarti | Bereichsleitung
 Stefan Lenz | Geschäftsführung
 Marco Bastek | Jugendhilfe
 Nadine Rothschuh | Werkstatt
 Hartwig Neigenfind | Wohnheime
 Marta M. Haase | Verwaltung

Gestaltung: Lenka Hansen

EDITORIAL

... nicht vom Brot allein → 3

AUS DEM VEREIN

O'zapft is! – 25 Jahre
 Kappeler Werkstätten → 14

TITELTHEMA

Autismus
 »Meine Welt ist anders.«

FACHARTIKEL
 ZUM TITELTHEMA

Autismus – eine
 Mode-Diagnose? → 4

»Hallo, wo ist mein
 Geschenk?!« → 6

... immer wieder
 Anna Helena ... → 8

Sandras Schlafbaum → 10

Expedition in die
 Wahrnehmung → 12

AUS DEM VEREIN

»Auf Pia ist Verlass.«
 Erfolge in der tiergestützten
 Therapie → 16

KULTUR

MENSCHEN. Ich bin ich! → 17

POLITIK + RECHT

Und wozu jetzt noch
 ein Verhaltenskodex? → 19

AUS DEM VEREIN

»Das Feuer ist aus!«
 Brandschutztag in Sundsacker → 20

SPORT

Fußball-WM in Brasilien → 21

KULTUR

Licht und Schatten im Umgang
 mit Menschen → 22



... nicht vom Brot allein

Wie jedes Jahr im Mai fing auch in diesem Jahr das Frühjahr mit der für Angeln so typischen, leuchtend gelben Rapsblüte an. Schon so oft geschehen, also nichts Neues, und doch wieder faszinierend. Eben ein kleines Naturwunder, das uns zeigt, ein langer, feuchter, kalter und dunkler Winter neigt sich dem Ende.

Passend zum Frühlingsaufbruch gab es gute Wirtschaftsprognosen für den Standort Deutschland. Die Arbeitslosenzahlen sinken, die Produktivität der Wirtschaft steigt weiter, Steuereinnahmen sprudeln und die Löhne werden nach langen Jahren von sehr moderaten Erhöhungen nun kräftig erhöht. Wir sind wer in der Welt. Eigentlich kein Grund zum Klagen, wäre da nicht ...

Fachkräftemangel, knapper bezahlbarer Wohnraum, überschuldete Kommunen und nun auch noch ein ungeplanter Zustrom an Asylbewerbern.

Kommunen stehen vor der Herausforderung, kurzfristig Unterkünfte – welche bürokratischer Begriff im Zusammenhang mit Lebensräumen – bereitzustellen. Neben dem Thema Finanzierung ist zu klären, wie wir als Gesellschaft das Miteinander auf Dauer oder für die Zeit des »Gastseins« in unserem Land gestalten.

Ist es nicht menschlich, wenn Menschen besser leben wollen und deshalb auch ihre Heimatländer verlassen, obwohl sie aufgrund von ihrer politischen Einstellung, ihrer Nationalität oder ihres Glaubens nicht verfolgt werden?

Migration bedeutet nicht nur Angst und Unsicherheit für uns und die Menschen, die zu uns kommen, sondern schafft neue Perspektiven für eine lebenswerte Gemeinschaft und kann auch Antwort auf den Fachkräftemangel sein.

So wäre es doch sehr sinnvoll, dass Asylbewerber schnell in Ausbildung oder in den Berufsalltag kommen, damit sie

qualifiziert, ausgebildet und in ihrer Eigenverantwortung gestärkt werden. Dieses unabhängig davon, ob sie zukünftig Teil unserer Gesellschaft werden oder in ihre Heimatländer zurückkehren. Bildung, Berufsausbildung und Stärkung der Eigenverantwortung sind für alle Menschen eine Grundvoraussetzung für ein Leben in Würde. Sie sorgen dafür, dass die Herkunftsländer gestärkt werden und eine lebenswerte Gesellschaft entstehen kann.

Nutzen wir doch einfach die Chance, ein Stück Gerechtigkeit und Chancengleichheit in unserer Welt mitzugestalten.

Ihnen einen Sommer mit Urlaubstagen in vielen interessanten Ländern dieser Welt, in denen wir Gast sind.

Ihr Stefan Lenz

Wir haben uns mit Blick auf einen angenehmeren Lesefluss dazu entschieden, die geschlechtsspezifischen Differenzierungen nicht im Einzelnen auszusprechen, sondern in den meisten Fällen die allgemein übliche Form zu wählen.



»Autismus« – eine Mode-Diagnose?

Woher kommt der Anstieg der Prävalenzraten bei Autismus-Spektrum-Störungen?

Von 1960 bis 1980 waren die Zahlen der Personen, bei denen eine Autismus-Spektrum-Störung diagnostiziert wurde, recht konstant. Noch Mitte der 80er-Jahre wurde die Häufigkeit von Autismus in verschiedenen Studien auf ca. zwei bis fünf Menschen mit Autismus pro 10.000 Personen geschätzt. Ehlers und Gillberg schätzten die Häufigkeit von Autismus im Jahr 1993 jedoch bereits auf ca. 30 Menschen mit Autismus pro 10.000 Personen und eine Studie von Gillian Baird et al. erhöhte diese Prävalenzrechnung im Jahr 2006 sogar auf 116 Menschen mit Autismus auf 10.000 Personen.

Wie kommt aber nun dieser Anstieg in der Diagnostik von Autismus-Spektrum-Störungen zustande?

Real gestiegen, da sind sich namhafte Forscher und Forscherinnen auf der ganzen Welt einig, ist die Prävalenz von Autismus nicht.

Ein sehr wichtiger Aspekt scheint der Umstand zu sein, dass Ende der 80er-Jahre die Definition von Autismus in den Diagnosesystemen ICD und DSM um die Diagnosen »Asperger-Syndrom« und »PDD-NOS« (Atypischer Autismus) erweitert wurde. Menschen mit dem Asperger-Syndrom gab es zwar auch schon zuvor, jedoch bekamen diese Personen häufig entweder keine Diagnose, oder eine andere, wie z. B. »AD(H)S« bzw. »Störung des Sozialverhaltens«.

Ein weiterer und sehr wesentlicher Punkt ist der Umstand, dass es sich bei Autismus-Spektrum-Störungen nicht um eine klar abgrenzbare Kategorie handelt, sondern um eine dimensionale Störung. Was bedeutet, dass die Ab-

grenzung zwischen »Autismus« und »Nicht-Autismus« insbesondere an den Rändern der Dimension schwer ist.

Grundsätzlich sollte in der Praxis die Diagnose in den Grenzbereichen jedoch bei den Personen gestellt werden, die auf Grund ihrer Beeinträchtigung eine spezielle autissmuspezifische Unterstützung benötigen. Eine Autismus-Spektrum-Störung ist also immer dann als eine Störung zu definieren, wenn der betroffene Mensch sich von ihr gestört, beeinträchtigt oder eingeschränkt fühlt und/oder das Zusammenleben mit anderen Personen durch die vorhandenen Symptome massiv erschwert ist. Autistische Menschen ohne dieses Gefühl der Beeinträchtigung benötigen nicht zwangsweise eine klinische Diagnose. Daraus ergibt sich, dass für den diagnostischen Prozess ein hohes Maß an klinischer Erfahrung und fachlichem Feingefühl erforderlich ist.

Ein zusätzlicher Grund für den Anstieg der Autismus-Diagnosen scheint in dem

gestiegenen Interesse von Fachkreisen und innerhalb der Bevölkerung zu liegen. Je mehr den Menschen von Symptomen und Besonderheiten autistischer Behinderungen bekannt ist, desto früher werden Personen, bei denen autistische Symptome zu beobachten sind, in auf Autismus spezialisierten Einrichtungen zur Diagnostik vorgestellt. Dabei hat das in den letzten Jahren deutlich gestiegene Interesse der Medien am Thema »Autismus« allerdings nicht nur positive Auswirkungen. Vor allem die deutliche Konzentration auf die Darstellung von Personen mit dem Asperger-Syndrom oder einem hochfunktionalen Autismus hat in weiten Teilen der Öffentlichkeit den Eindruck entstehen lassen, dass Autismus generell mit besonderer Leistungsfähigkeit und Spitzenbegabungen einherginge. In Wirklichkeit sind diese Spezialbegabungen aber nur selten vorhanden. Die Mehrheit der Menschen mit Autismus verfügt über eine durchschnittliche Intelligenz oder weist eine geistige Beeinträchtigung auf.

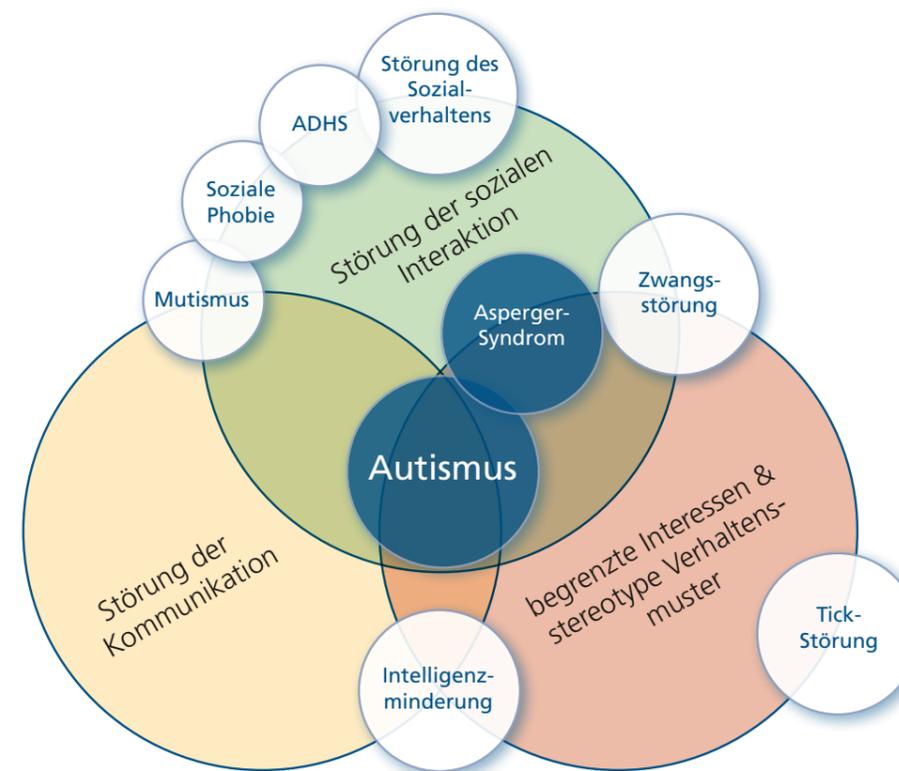
Daneben sind die Verbesserung der Diagnostikinstrumente und der Zuwachs an guten Diagnostikern für den Anstieg der Autismus-Diagnosen mitverantwortlich. Seit sich die Fachwelt in Deutschland intensiv mit dem Thema der Autismusdiagnostik beschäftigt, gibt es immer mehr psychotherapeutische, psychologische und medizinische Fachpersonen, die Autismus sicher erkennen und diagnostizieren können. Sowohl die Differentialdiagnostik, als auch das Erkennen komorbider Erkrankungen ist dadurch besser und verlässlicher geworden.

Zusammenfassend kann man also festhalten, dass die Anzahl der Diagnosen von Autismus-Spektrum-Störungen in den vergangenen 20 Jahren deutlich angestiegen ist. Dabei handelt es sich je-

doch nicht um eine tatsächliche Zunahme von Autismusfällen, sondern um die Auswirkungen verbesserter Diagnostik, dem gestiegenen Bewusstsein in der Öffentlichkeit und der Ausweitung der diagnostischen Kriterien durch die Erweiterung um das Asperger-Syndrom und dem atypischen Autismus. ■

ZUR GASTAUTORIN

Diana Will, Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche, Leiterin der Ambulanz und Beratungsstelle »Hilfe für das autistische Kind«, Landesverband Schleswig-Holstein e.V. und Praxis für Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie in Oldenburg in Holstein (www.autismus-sh.de)



Autismus

Tiefgreifende Entwicklungsstörungen
Diese Gruppe von Störungen ist gekennzeichnet durch qualitative Abweichungen in den wechselseitigen sozialen Interaktionen und Kommunikationsmustern und durch ein eingeschränktes, stereotypes, sich wiederholendes Repertoire von Interessen und Aktivitäten. Diese qualitativen Auffälligkeiten sind in allen Situationen ein grundlegendes Funktionsmerkmal des betroffenen Kindes.

Asperger-Syndrom

Diese Störung von unsicherer nosologischer Validität ist durch dieselbe Form qualitativer Abweichungen der wechselseitigen sozialen Interaktionen, wie für den Autismus typisch, charakterisiert, zusammen mit einem eingeschränkten, stereotypen, sich wiederholenden Repertoire von Interessen und Aktivitäten. Die Störung unterscheidet sich vom Autismus in erster Linie durch fehlende allgemeine Entwicklungsverzögerung bzw. den fehlenden Entwicklungsrückstand der Sprache und der kognitiven Entwicklung. Die Störung geht häufig mit einer auffälligen Ungeschicklichkeit einher. Die Abweichungen tendieren stark dazu, bis in die Adoleszenz und das Erwachsenenalter zu persistieren. Gelegentlich treten psychotische Episoden im frühen Erwachsenenleben auf.

Atypischer Autismus

Diese Form der tiefgreifenden Entwicklungsstörung unterscheidet sich vom frühkindlichen Autismus entweder durch das Alter bei Krankheitsbeginn oder dadurch, dass die diagnostischen Kriterien nicht in allen genannten Bereichen erfüllt werden. Diese Subkategorie sollte immer dann verwendet werden, wenn die abnorme oder beeinträchtigte Entwicklung erst nach dem dritten Lebensjahr manifest wird und wenn nicht in allen für die Diagnose Autismus geforderten psychopathologischen Bereichen (nämlich wechselseitige soziale Interaktionen, Kommunikation und eingeschränktes, stereotyp repetitives Verhalten) Auffälligkeiten nachweisbar sind, auch wenn charakteristische Abweichungen auf anderen Gebieten vorliegen. Atypischer Autismus tritt sehr häufig bei schwer retardierten bzw. unter einer schweren rezeptiven Störung der Sprachentwicklung leidenden Patienten auf.

Quelle: www.icd-code.de

1) Ehlers, S. & Gillberg, C. (1993): The Epidemiology of Asperger Syndrome: A Total Population Study, Journal of Child Psychology and Psychiatry, 34: 1327-1350

2) Baird, Gillian et al. (2006): Prevalence of disorders of the autism spectrum in a population cohort of children in South Thames: The Special Needs and Autism Project (SNAP). The Lancet, Vol. 368, Nr. 210-215

»Hallo, wo ist mein Geschenk?!«

Patrick* schaukelt hin und her, bewegt sich im Takt der Musik, die aus dem Autoradio schallt. Er wirkt angestrengt, und obwohl er sich mehr als alle anderen darum bemüht, sind seine Bewegungen gar nicht cool wie die vieler seiner Altersgenossen.

Einige fahren ebenfalls im Auto mit und amüsieren sich – hinter vorgehaltener Hand auch über Patrick. Wenn Patrick spricht, dann klingt seine Stimme monoton und irgendwie unpersönlich. Auch sein Blick trifft die meiste Zeit, während er redet, nicht sein Gegenüber. Er ist da, aber er ist nicht wirklich dabei. Er redet auf sein Gegenüber ein, aber er spricht mehr mit sich als mit ihm. Patrick ist 15 Jahre alt, er ist ein intelligenter Junge mit einem spitzbübischen Grinsen, und er gehört zum Kreis der Menschen des Autismus-Spektrums. Patrick ist ein Asperger-Autist mit einer tiefgreifenden Entwicklungsstörung, wie sie etwa eines von 500 Kindern, zumeist Jungen, betrifft.

Als Patrick erstmals mit einer Wohngruppe in Kontakt kam, war er etwa fünf Jahre alt. Er lebte noch bei seinen Eltern, war verworren, konnte nicht sprechen, beschmierte die Wände seines Zuhauses mit Kot und beschäftigte sich damit, Zeitungen zu zerreißen oder alles Erreichbare zu zerstören. Seine Mutter war psychisch erkrankt und mit dem Verhalten ihres Kindes überfordert, und sein Vater war nicht für ihn da.

Seither lebt Patrick in vollstationären Wohngruppen. Zunächst waren es die Wohngruppen des intensiv unterstützten Wohnens und Arbeitens, später Wohngruppen aus dem Bereich der Angebote für Kinder und Jugendliche, in denen Patrick ein neues Zuhause fand, und in denen sich Menschen seither um ihn

kümmern und ihn seinen Fähigkeiten und Beeinträchtigungen entsprechend fördern.

Patrick liebt es beispielsweise, komplizierte Kochgerichte zu verwirklichen. Dann möchte er alles entsprechend seiner langen Einkaufsliste besorgen, was er beispielsweise für ein polynesisches Hühnengericht oder für Gebackenes Blut so braucht. Geschmackliche oder gar ethische Bedenken seiner Betreuer oder Mitbewohner hört sich Patrick eventuell an, beirren lässt er sich von ihnen keinesfalls, und erst das eigene ehrliche Urteil über die Genießbarkeit der Gerichte beendet Patricks Bestreben, seine Rezeptidee umzusetzen. Anregungen beim Kochen und tatkräftige Unterstützung nimmt Patrick indes an, ohne sich überschwänglich dafür zu bedanken. Auch über Osmosekraftwerke und Paralleluniversen ist Patrick bestens informiert und durchaus in der Lage, spontan einen abendfüllenden Vortrag zum Thema zu halten. Seinen Trainingsplan zum Erreichen eines muskulösen Körpers hat Patrick selbstständig und nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen erstellt, und er erfüllt ihn sehr sachlich und zielstrebig.

All seine Spezialinteressen erlauben es Patrick, sich auf diesen Gebieten als Experte zu fühlen, und er scheint es zu genießen, Mitbewohnern und Betreuern seinen Wissensvorsprung zu demonstrieren. Doch umso drastischer stellen sich dann auch die Defizite dar,

mit denen Patrick aufgrund seines Asperger-Autismus im sozialen, im kommunikativen und im Verhaltensbereich konfrontiert ist.

An dem Tag, als Patrick seinen 13. Geburtstag feierte, stellte sich in Patricks Wohngruppe ein neuer Betreuer vor, den Patrick sofort mit den Worten: »Hallo, wo ist mein Geschenk?!« begrüßte. Alle Erklärungen des jungen Mannes, dass er ja gar nichts von dem Geburtstag gewusst habe, und dass er eigentlich nur zu einem kurzen Gespräch mit den anderen Betreuern gekommen sei, halfen nicht. »Das ist eine Frechheit! Du hättest dich doch erkundigen können!«, polterte ihn Patrick böse und voll aufrichtigen Unverständnisses an.

Wenn mir Patrick heute auf dem Flur unserer Wohngruppe im Bereich der Angebote für Kinder und Jugendliche begegnet, dann bleibt er häufig stehen und fixiert mich, oder er hat es eilig und schafft es noch schnell vor mir zur Treppe in das Obergeschoss. Dann treffen sich weder unsere Blicke noch gibt es gar ein freundliches Wort. Wenn Patrick aber etwas von mir möchte, dann fixiert er mich, und dann spielt es für ihn keine Rolle, ob ich gerade mit Einkäufen schwer bepackt und im Gespräch mit anderen Jugendlichen bin, oder ob ich ihn offen anschau und signalisiere, dass ich Zeit habe. Wenn Patrick mit mir reden möchte, sagt er: »Wir müssen sprechen!« Manchmal, im Alltag ist es gar nicht so einfach, sich zu vergegenwärtigen, dass Patrick Blicke und Gesten weder erkennen noch verstehen kann, und Situationen, in denen man gerade sehr gut miteinander sprechen könnte, nicht von Situationen unterscheiden kann, in denen eine Unterhaltung kurz warten müsste oder auch gerade überhaupt nicht passt. Besonders Patricks Mitbewohner haben Probleme dabei, Patricks

Unvermögen zum Erkennen von unpassenden Zeitpunkten für seine Belange zu verstehen. »Siehst du nicht, dass wir die Einkäufe tragen?«, fragt ihn ein Mitbewohner in scharfem Ton, und Patrick weiß jetzt, dass er nicht noch einmal zu fragen braucht. »Wir können gleich miteinander reden. Ich komme zu dir, wenn wir die Einkäufe weggeräumt haben«, sage ich ihm, und Patrick läuft, etwas vor sich hinmurmeln und offenbar wütend, in das Obergeschoss des Hauses, wo sich sein Zimmer befindet.

Die Schwierigkeit, Gesten, Lächeln und abstrakte, bildhafte Wörter zu verstehen, macht Patrick nicht nur in seiner Wohngruppe zu schaffen; auch in der Schule wird es durch sie für Patrick problematisch. Es sind also weniger die Unterrichtsinhalte, die für ihn ein Problem darstellen, als vielmehr das Zwischenmenschliche. Das lässt sich beispielsweise dadurch belegen, dass Patrick der leistungsstärkste Schüler in seiner Klasse an der Gemeinschaftsschule ist. Das Erreichen eines mittleren Schulabschlusses oder gar eines Gymnasialabschlusses scheint durchaus möglich. Nur die Kommunikation mit seinen Klassenkameraden funktioniert häufig nicht, weil Patrick während der Gespräche »nur« die reinen Wortinhalte versteht, nicht aber Mimik, Gestik, Ironie, Doppeldeutigkeiten und jugendliche Modesprache.

Und so sehr sich seine Schule und sein privates Wohnumfeld auch auf Patrick einzustellen versuchen, so bleibt es doch schwierig, sich Patrick nach der Schullaufbahn auf dem klassischen ersten Arbeitsmarkt vorzustellen. In einem Großraumbüro, im Dienstleistungssektor oder im sozialen Bereich wird Patrick natürlich niemals arbeiten. Aber natürlich wäre es möglich, dass Patrick einen für ihn geeigneten Arbeitsplatz, beispielsweise im IT-Sektor, findet, denn



dafür gibt es durchaus Beispiele. Doch die meisten der Asperger-Autisten sind arbeitslos oder arbeiten in Jobs, die sie intellektuell unterfordern, und die meisten Asperger-Autisten leben als Erwachsene isoliert, was auch Patrick aus den Medien weiß. Das ist deprimierend, und häufig ist Patrick auch deprimiert, genau wie ein Großteil der anderen Asperger-Autisten, denen der Wunsch zu arbeiten ebenso gemein ist wie die Enttäuschung über die dazu fehlende Gelegenheit.

Und manchmal lässt sich Patrick auch durch sein funktionierendes Netz von Helfern nicht mehr aus seiner Traurig-

keit hinausleiten. Dann helfen ihm auch die erlernten Methoden und Tricks nicht mehr, mit denen er sich häufig aus einem kleinen Tief befreien kann. Und dann antwortet er jedem, der ihm seine Hilfe anbietet, freundlich und doch sehr bestimmt: »Kannst du jetzt bitte gehen? Ich will alleine sein.« ■

* Name von der Redaktion geändert.

... und immer wieder Anna Helena...

Der **französische** Regisseur Frédéric Philibert lässt in seinem Animationsfilm »Mein kleiner Bruder vom Mond« ein kleines Mädchen von ihrem Bruder

erzählen, der anders ist als die meisten Kinder. Die deutsche Übersetzung des Textes lautet sinngemäß und gekürzt:

Ich möchte nun in kurzen Erlebnissen über Anna Helena erzählen, die mit mir jeden Tag in die Kappelner Werkstätten fährt und dort mit anderen Teilnehmern viele neue Dinge lernt:

Montagmorgen. Noch ist es kalt und dunkel, aber die Tage werden länger. Mal sehen, was der Tag uns bringt. Zuerst hole ich Hans ab, der auf der Beifahrerbank des Busses Platz nimmt. Er ist immer für einen Spaß zu haben, ist auch gut so, besonders morgens.

Wir beide spielen im Bus die gleiche Rolle wie »Waldorf & Statler«, die beiden Alten in der Muppet Show. Die lockeren Sprüche sorgen oft für gute Laune bei den anderen Mitfahrern. Aber auch Themen, die beschäftigen, werden im Bus heftig diskutiert. Noch ist der Platz zwischen uns leer. Da wird Anna Helena sitzen. Sie steigt als letzte ein.

Als ich Anna Helena das erste Mal sah, wirkte sie angespannt, war sehr ruhig und machte einen grimmigen Eindruck auf mich. Sie kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn. Mein spontaner Gedanke war: »Oh, gleich passiert etwas.« Ein ungutes Gefühl überkam mich, da ich die Mimik nicht zuordnen konnte. Es passierte aber nichts »Ungutes«.

Heute weiß ich, dass Anna Helena auf einem Auge fast erblindet ist, sie keine Brille tragen will und die Augen zusammenkneifen muss, damit sie etwas sieht. Jetzt kann ich beobachten, dass sie strahlen, lachen und noch vieles mehr kann.

Hans holt sie morgens aus der Wohnung ab. Vorher hilft ihr die Mutter beim Aufstehen. Duschen. Anziehen. Frühstück. Tasche packen. – Ach ja, da muss alles drin sein: Modellauto oder Ausmalbild oder Buch oder Fotoalbum oder Geschenk für Jan (ihren Freund) oder Würstchen (sie liebt Würstchen über alles) oder Malzbier oder... und alles muss in der richtigen Reihenfolge und am

richtigen Platz sein! Stellt Anna Helena fest, dass dies nicht so ist, drückt sie dies lautstark und mit heftigen, wütenden Bewegungen aus. Sie scheint dann ihre Welt ordnen zu wollen und versucht, dies ihren Mitmenschen mitzuteilen. Das ist sehr schwierig und wir brauchen Zeit, um sie verstehen zu können. Und sie braucht Zeit, um uns verstehen zu können, da ihre Sprache nur ein Bruchteil unserer Sprache ist, und umgekehrt, unsere Sprache nur ein Bruchteil ihrer Sprache ist. »Nichtverstehen« löst Unsicherheit, Wut, Ängste, Aggressionen und Traurigkeit aus – auf beiden Seiten.

Dann Schuhe anziehen, die Treppe runter, zum Bus gehen und einsteigen. Übrigens Einsteigen: Was haben Hans und ich in den ersten Wochen alles angestellt, damit Anna Helena in den Bus eingestiegen ist. Späße, Aufforderungen, Erklärungen... nichts funktionierte und es dauerte meist sehr lang, bis sie im Bus saß.

Eines Tages kam von ihr der entscheidende und erlösende Hinweis: »Ich brauche Hilfe!« Beim Einsteigen frage ich sie jetzt: »Brauchst du Hilfe?« Sie bejaht meistens mit einem zustimmenden Nicken des Kopfes. Dann frage ich sie, welches Bein zuerst einsteigen soll. Haben wir das richtige Bein herausgefunden, reicht ein kleines Antippen des Beines und ... schwupps ... ist es im Bus und der Rest läuft von allein. Eigentlich ganz einfach, oder?

Ach ja, der Platz im Bus zwischen Hans und mir. Hans bat sie vor ihrer ersten Fahrt mit uns in seiner unverwechselbaren und charmanten Art ins »Cockpit«. Und dann saß Anna Helena auf »ihrem« Platz. Und wieder meine Befürchtung, das etwas passieren könnte, irgendwas. Und ja, es passierte etwas: Anna Helena ist mitten im Geschehen. Sie sieht immer häufiger die Mitfahrer an und kommentiert die Gespräche: Lachen bedeutet Zustimmung, bei lauten Unmutsäußerungen ist sie anderer Meinung. Besonders wenn sie kritisiert wird, dass es mal wieder wegen ihr länger dauerte. Aber alle sprechen mit ihr und alle nehmen sie so an, wie sie ist. Besonders Hans. Wenn sich beide gegen mich verbünden und mich mit Sprüchen und Gesten »fertig« machen, fragt er sie: »Helena, zu wem hältst du?« Sie legt dann ihren Kopf auf seine Schulter und grinst. **In der ersten** Zeit, als ich Anna Helena noch nicht kannte, war ich unsicher. Ich kommentierte meine sämtlichen Hand-

lungen und beschrieb, was wir als Nächstes machen würden. Sicherheitshalber schloss ich jeden Kommentar mit der Frage ab, ob sie mich verstanden habe. Ich bekam nie eine Antwort. Trotzdem behielt ich dieses Ritual bei. Eines Tages, nach zig Tagen und jeder Menge Kommentaren, hielt sie inne, und sagte mit tiefer, lauter Stimme, sichtlich genervt und sehr bestimmt: »Ja, Konrad, ich habe verstanden!« Die Antwort war eindeutig. Seitdem habe ich nie wieder nachgefragt; ich musste mir aber die Frage stellen: »Wer ist denn hier in seinen Möglichkeiten eingeschränkt?«

In dem Durchgang zu ihrer Arbeitsgruppe hängt ein elektrischer Handtuchspender. Gehen wir zu nah an ihm vorbei, fängt er an, mit einem lauten Geräusch zu arbeiten. Anna Helena fühlt sich dadurch gestört und drückt dies durch ein lautes »Brummen« aus. Wir versuchen nun, uns möglichst nah an der gegenüberliegenden Wand an dem unverschämten Gerät vorbeizuschleichen. Gelingt uns dies, ist Anna Helena zufrieden. Gelingt dies nicht, ist ihr Kommentar sicher. Einmal bemerkte ich: »Helena, ich glaube, du bist dicker geworden.« Die Retourkutsche kam prompt – ein sehr lauter »Doppelbrumm«.

Eines Morgens warteten wir sehr lange auf Anna Helena. Dann ging die Haustür auf und die Mutter kam heraus, in der Hand einen Müllsack. Es folgte Anna Helena. Sie trug ihre Winterstiefel, die sie sehr gern mochte, aber die sichtlich abgelaufen waren, in der Hand und ging zur Mülltonne. Sie öffnete den Deckel, legte die Winterstiefel hinein, verharrte vor der Tonne und winkte ihren Stiefeln zum Abschied hinterher. Dann konnten wir losfahren. Recht hat sie! Schuhe sind gute Freunde, die einen ein Stück durch das Leben tragen und begleiten. Und die müssen wie Freunde verabschiedet werden und wir müssen uns dafür Zeit nehmen.

Manchmal kommt Anna Helena später in die Werkstatt. Sie wird dann von ihrer Mutter zur Arbeit gebracht. Oder sie kommt gar nicht. Dann geht es ihr nicht gut.

Zum Schluss möchte ich noch einmal das kleine Mädchen zu Wort kommen lassen. Es sieht ihren kleinen Bruder in einer anderen Welt und zwar auf dem Mond. Aber wesentlich wichtiger ist ihre Sichtweise auf die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um einen gemeinsamen Weg gehen zu können. Ich kann mich diesen wesentlichen Erkenntnissen nur anschließen und füge im Moment nichts mehr hinzu:

»Der Mond
ist eine Welt, die
wir schlecht kennen.

Wir waren dort, aber wir
haben nicht gut geschaut. Um
den kleinen Mann zu verstehen,
müssen wir uns setzen, ihn ansehen
und uns weniger um seine seltsamen
Bewegungen kümmern, als darum,
ihn von unserer Welt kosten zu lassen.

Wir müssen sehr geduldig sein und
einen goldenen Faden vom Mond bis
zu unserer guten, alten Erde weben.

Wie weit wird uns mein kleiner
Bruder vom Mond entgegen-
kommen? Wie nah werden wir
an ihn gelangen? [...]«

»[...] Mein kleiner Bruder sagt nichts. Manchmal möchte ich ihn zum Lachen bringen. Aber das interessiert ihn nicht. Er tut so, als sähe er mich nicht, als höre er mich nicht. Mein kleiner Bruder, er schaut immer nur in die Luft. Er ist ruhig. Außer manchmal, wenn Mama den Staubsauger laufen lässt oder etwas zum Kochen aufsetzt, wenn wir durch einen Tunnel fahren oder wenn wir: »Alles Gute zum Geburtstag« singen. Wenn Besuch kommt und er keine Lust danach verspürt, wenn man in die Hände klatscht und wenn man ihm die Haare schneiden will. Dann wird er ganz wütend, und das ist dann gar nicht lustig. Daher schneiden ihm meine Eltern immer die Haare, wenn er schläft. Ganz vorsichtig. Mein kleiner Bruder geht in den Kindergarten, aber er spielt nicht mit den anderen Kindern. Jedenfalls fast nie. Wenn wir spazieren gehen, starren ihn die Leute an, denn mein Bruder macht dann manchmal komische Gesten. Er flattert mit den Armen, als wenn er fliegen wollte. Manche Leute scheinen Angst davor zu haben, als wenn das eine ansteckende Krankheit wäre. [...]«

Sandras Schlafbaum

Die Idee: Sandra liebt den Wald.



Die gemeinsame Gestaltung



Die Zielerreichung: Die Bewohnerin sucht ihr Bett freudig auf, scheint sich in ihrer Ecke wohlfühlen.



Vorschlag für zukünftige Handlungsziele laut Entwicklungsbericht:

Lebensbereich: **Wohnen**

Mögliche zukünftige Handlungsziele: Was soll in den jeweiligen Bereichen konkret erreicht werden?
Zimmergestaltung

Wer kann was wann tun? Ab wann? Bis wann?:

Die Betreuer müssen hier die Gestaltung nach Gefühl, was Sandra akzeptieren würde in 1-2 Aktionen im kommenden Berichtszeitraum übernehmen.

Mögliche Hilfen / Leistungen / Maßnahmen / Methoden:
Einkauf von Bildern für die Wände

Es kommt zum Hilfeplangespräch (HPG) mit folgender **Zielsetzung**:

Lebensbereich: **Wohnen**

Teilziele:

Individuelle Zimmergestaltung

Handlungsziele:

Ich möchte mein Zimmer farbig gestalten. Daran möchte ich beteiligt werden.

Hilfen / Maßnahmen:

Begleitung, Anleitung und Motivation durch das Betreuungspersonal

Sandra* setzt sich hin. Ganz vorsichtig berühren ihre Hände das weiche Moos. Es ist noch ziemlich frisch im Wald. Aber das ist ihr egal. Sie hat ihre rote Motorradkombi an. Und die hält sie warm – auch wenn sie auf dem Waldboden sitzt. Jetzt braucht sie keinen Schutzhelm, den sie sonst fast immer trägt. Sie entspannt sich unter den Bäumen. Sie fühlt sich wohl im Wald. Hier fühlt sie sich sicher. Sie schaut auf die Baumwipfel, die sich sacht im Wind bewegen. Sie riecht den feuchten Geruch des Waldes, hört den sanften Wind und die Vögel und spürt den kalten Waldboden.

Sandra ist Autistin. Sie ist nicht immer bereit, in ihre Umwelt einzutauchen. Fast immer ist sie bei sich – zurückgezogen in ihre innere Gedankenwelt. Soziale Interaktion und Kommunikation nach außen sind Herausforderungen für sie. Motorradfahren kann sie nicht, auch nicht sprechen, aber draußen zu sein, liebt sie. Sie lebt in einem Wohnheim für Menschen mit Behinderung: breite Flure, helle Zimmer mit wenig Möbeln, freundliche Farben an den Wänden, aber keine Bilder, die man abreißen könnte; stabile Türen nach draußen, die sorgsam abgeschlossen sind, damit niemand fortläuft und sich in Gefahr bringt; freundliche Mitarbeiter, eine Kuschelecke mit Polstern. Wer ins Haus kommt, zieht die Straßenschuhe aus.

Hier ist Sandras Zuhause. Hier wohnt sie. Zusammen mit den anderen lebt sie in ihrer kleinen Wohngruppe. Aber vormittags ist sie immer unterwegs. Dann geht es raus. Zwei Betreuer holen sie ab. Mit anderen Bewohnern zusammen klettert sie in den VW-Bus und fährt fort, weg aus dem Lindenhof. Eigentlich braucht sie ihre gewohnte, immer gleiche Umgebung.

Neue Menschen, eine andere Umgebung, unerwartete Veränderungen, vor allem gegen ihren Willen, hält sie schwer aus. Dann schlägt sie ihren Kopf immer wieder heftig an die Wand. Dieser bekannte starke Reiz überlagert die beruhigende Irritation. Einige Zähne hat sie sich schon herausgezogen. Neues überfordert sie. Sie wird dann unruhig, nervös. Sie spannt ihren Körper an, sie rammt ihn an die Wand. Aber wenn die bekannten Betreuer kommen, dann fährt sie mit. Die beiden kennt sie seit Jahren. Die beiden kennen sie. Sie mögen sich. Und dann fahren sie in den Wald oder an den Strand. Im Sommer liebt Sandra es zu baden: Sie wirft sich ins Ostseewasser, schlägt Purzelbäume in der Brandung, genießt das Prickeln des Salzwassers, das in ihre Nase kommt. Sie lacht und staunt. Sandra liebt es fortzufahren, aber immer nur mit Menschen, die ihr Sicherheit geben. In den Supermarkt geht sie gerne, in die private Küche ihres Betreuers, um dort zu kochen und backen. In die Werkstatt nach Kappeln fährt sie gerne zum Mittagessen, in den riesigen Essensraum mit den vielen Leuten. Aber ins Bett gehen wollte Sandra abends nie. Das Bett mochte sie gar nicht. Einschlafen war überhaupt nicht ihr Ding. Die Mitarbeiter waren verzweifelt: Wenn es Abend wurde, lief sie immer wieder die gleichen Wege im Haus ab, machte immer die gleichen ritualisierten Bewegungen. Sandra wollte nicht in Bett. Nein, sie wollte nicht. Und wenn sie dann doch irgendwann – endlich! – lag, regte sie sich auf, schlug den Kopf ans Bettgestell, spannte sich an, wurde aggressiv und unverträglich.

Im Wald ist sie nie so. Wenn sie dort in ihrer roten Motorradkombi auf dem

Boden sitzt und aufschaut zu den Bäumen, ist alles gut.

Da hatten ihre Betreuer eine Idee – eine gute Idee, eine geniale Idee. Sie holten die beruhigenden Bäume in Sandras Zimmer hinein. Sie akzeptieren Sandras veränderte Wahrnehmungsverarbeitung und konnten sich in sie hineinversetzen. Das Wohlbefinden im Wald wurde übertragen ins eigene Zimmer. Echte Äste aus Holz und Stämme aus dem Wald hätte Sandra sicher wieder abgerissen. Aber sie bestellten verschiedene gedeckte Farben bei den Malern, denn die liebt Sandra. Und gemeinsam mit ihr malten sie einen Baum an die Wand und an die Decke über Sandras Bett. Sie übertrugen die Szenerie, die für Sandra angenehm ist, um das Bett herum, das sie eigentlich nicht mochte. Gute Gefühle wurden reproduziert. Sie schufen eine angenehme Schlafumgebung, so dass Sandra entspannter ruhen kann. Die Betreuer beobachteten, dass sie unter einem Baum aus ihrer normalen inneren Welt heraustreten kann und nutzen das.

Und was geschah? Sandra ging abends ins Bett – direkter und zügiger, mit Freude und manchmal auch mit Begeisterung. Jetzt schlägt sie nicht mehr um sich und wehrt sich nicht mehr gegen das Schlafen. Jetzt fühlt sie sich auch im Bett wohl und sicher – nicht nur im Wald.

Positive Wahrnehmungserfahrungen wurden einfach übertragen: Sandra schaut nach oben in den Baum an ihrer Zimmerdecke, spürt die weiche Matratze, hört die vertrauten Geräusche der Mitbewohner und Kollegen aus dem Haus, kommt zur Ruhe und schläft friedlich ein.

Nur durch eine große Fachlichkeit, viel Empathie und jahrelange Erfahrungen mit Sandra war dies möglich. ■

* Name von der Redaktion geändert.

Expedition in die Wahrnehmung

»Da der Bedarf an Wissen über die Autismus-Spektrum-Störung in unserer Einrichtung besonders hoch ist, werden auch in diesem Jahr noch weitere pädagogische Mitarbeiter auf diesem Fachgebiet geschult.«

(Antonia Wenzel in: Zeitfenster 1.2014)

Zwei pädagogische Mitarbeiter berichten:

Gemeinsam mit zehn weiteren Kollegen bildeten wir uns am Institut für berufliche Aus- und Fortbildung (IBAF) weiter und dürfen uns nun »Therapeutische Fachkraft zur Begleitung autistischer Menschen« (tFBaM) nennen. Das IBAF bot diese Schulung in Zusammenarbeit mit dem Verein »Hilfe für das autistische Kind« zum sechsten Mal an, erstmals in Kooperation mit dem St. Nicolaiheim Sundsacker e. V., welcher für die räumlichen Rahmenbedingungen sorgte.

Zusammen mit sieben weiteren Teilnehmern aus ganz Schleswig-Holstein begaben wir uns im März 2014 auf eine spannende Expedition in die Wahrnehmung. **Wir packten** also nach Jahren mal wieder unsere Schultasche und machten uns auf den Weg nach Süderbrarup. Schnell stellten wir fest, dass die ganze Angelegenheit relativ wenig mit Schule zu tun hatte. Jeder von uns trat die Reise mit unterschiedlichen Vorerfahrungen und Erwartungen an.

Im Laufe der Schulungstage, an denen uns zunächst die Grundlagen der Autismusforschung, der zerebralen Verarbeitung, der Entwicklungspsychologie und der Wahrnehmung vermittelt wurden, stellten wir in der Reflexion der Weiterbildungstage fest, dass anscheinend jeder Teilnehmer durch seine Vorerfahrungen und Vorstellungen beeinflusst, diese Schulung anders wahrnimmt.

Das Spektrum von in Gesprächen vermittelter Wahrnehmung reichte von: »Das ist doch alter Kaffee!« über: »Wie soll ich das denn alles lernen?« bis hin zum berühmten »Aha«-Effekt.

Hier und jetzt die Inhalte der Weiterbildung komprimiert wiederzugeben, würde jeder Lehrer mit der Aussage »Thema verfehlt« kommentieren und außerdem würden wir uns selbst auf den Prüfstand stellen und damit offenbaren, was wir alles für (nicht) wichtig wahrnehmen – was wiederum die Wahrnehmungsrealität anderer über uns negativ verändern würde, oder? ... Häh?

Hier beginnt unser Dilemma: Wie schreiben wir einen Bericht über eine Weiterbildung, die wir – nebenbei gesagt – als sehr positiv wahrgenommen haben, ohne ellenlange Inhaltsangabe und langatmige Begriffsklärungen?

Am besten beschreiben wir einfach, was mit uns während des letzten Jahres passiert ist. Und da wären wir wieder bei der Wahrnehmung und unserem »Aha«-Effekt.

Das Grundwissen über die Wahrnehmung war nicht neu für uns. Natürlich wussten wir schon, dass es im Körper Rezeptoren gibt, die Umweltreize (und Eigenreize) über das Zentrale Nervensystem an das Gehirn weitergeben, dass diese dort verarbeitet werden und dass es dabei zu (Entwicklungs-)Störungen kommen kann.

Deshalb arbeiten wir ja auch mit Methoden der »Basalen Stimulation« bzw. der »Sensorischen Integration«. Spätestens seit wir uns in unserer Ausbildung mit den Kommunikationswissenschaftlern Schulz von Thun und Rogers befasst haben, wissen wir auch um die Probleme in der (sprachlichen) Kommunikation. Und mit den erstaunlichen Phänomenen der optischen Täuschung hat sich sicherlich jeder von uns schon gern beschäftigt. Alles in sich schlüssige Theorien, an deren Auswirkungen wir mit geeigneten Methoden konkret arbeiten können.

Und nachdem wir uns in der Weiterbildung im Selbstversuch mit der Affolter-Methode beschäftigt und diese reflektiert hatten, machte es in unseren Köpfen klick.

Was ist das für eine Höchstleistung, die unser Gehirn bei der Aufnahme und Verarbeitung von Reizen leistet? Ständig auf uns einströmende Reize werden innerhalb von Nanosekunden gefiltert, als wichtig oder unwichtig klassifiziert und somit gespeichert, verworfen oder sie führen zu einer Handlung. Dabei ist die Art des Reizes vollkommen egal, und die daraus resultierende Handlung ist immer eine logische und somit richtige Folge unseres internen Verarbeitungsprozesses.

Was ist nun also im Laufe des letzten Jahres passiert? Unsere Grundhaltung zur Wahrnehmung hat sich verändert, man könnte es vielleicht kurz so zusammenfassen:

Wahrnehmung und ihre Verarbeitung sind die Grundlage jeglichen Handelns und somit auch jeglicher Entwicklung. Es gibt keine objektiv »richtige« oder »falsche« Wahrnehmung. Lediglich der Filter, den jedes Individuum anwendet, ist für die soziale Interaktion und somit auch für die Kommunikation unterschiedlich gut geeignet.

für uns beide ungewohntes Arbeitsfeld: keine Gruppenförderarbeit, sondern gezielt geplante Einzeltherapie.

Wir stellten fest, dass unsere Berufserfahrung, gepaart mit dem dazugewonnenen Fachwissen, unsere Wahrnehmung und Handlungsmöglichkeiten bereichert und beeinflusst haben. Unser individuelles Ziel für die Weiterbildung – Fachwissen dazuzugewinnen und dieses gezielt in die Arbeit mit Menschen einbringen zu können – ist erreicht und unsere Expedition endet für uns mit einem angeereicherten Wissen über die möglichen Schwierigkeiten von Menschen mit einer Wahrnehmungsverarbeitungsstörung sowie einem erweiterten Repertoire an Möglichkeiten, diese bei unserem Bemühen, Hilfe zur Selbsthilfe zu fördern, zu unterstützen. ■

In unserer täglichen Arbeit geht es um Wahrnehmen und Handeln.

Am Ende des Kurses machten wir uns dann auf in die Selbstwahrnehmung, in unserer Rolle als therapeutische Fachkraft. In einem Praxisprojekt (eigene Planung, Umsetzung und Reflexion einer Therapieeinheit) erkundeten wir ein

Selbstversuch zur Affolter-Methode

Als Aufgabe sollten wir mit geschlossenen Augen eine Acht malen. Dabei sollte der Proband ausschließlich die Impulse des Versuchsleiters umsetzen. – Da wir anscheinend unterschiedliche Bewegungsabläufe für das Malen einer Acht abgespeichert haben, wehren wir uns innerlich gegen die Umsetzung »falscher« Impulse.



Weiterbildung
zur Therapeutischen
Fachkraft zur Begleitung
autistischer Menschen
(tFBaM)

In dieser Weiterbildung werden grundlegendes Wissen und aktuelle Strömungen in der autismusspezifischen Förderung und Begleitung praxisnah vermittelt. Die Teilnehmer werden befähigt, die erworbenen theoretischen Kenntnisse in eigenes, reflektiertes, pädagogisch-therapeutisches Handeln umzusetzen.

Umfang:
– 328 Unterrichtsstunden
– 18 Stunden Praxisprojekt

Abschluss:
– 2 schriftliche Leistungsnachweise
– Praxisprojekt
– Abschlusskolloquium inklusive Präsentation des Praxisprojektes

Inhalte:
– Einführung in die Thematik »Autismus«
– Psychische und physische Grundlagen
– Entwicklungspsychologie
– Autistische Störungsbilder
– Diagnostik / Differentialdiagnostik
– Therapieplanung und -methoden
– Beratungsarbeit
– Rechtliche Grundlagen
– Qualitätsmanagement
– Übergänge KiTa/Schule / Ausbildung/Arbeit
– Umgang mit Krisen
– Verweigerung / Zwänge / Ticks / Stereotypen
– Pubertät / Sexualität
– Enuresis / Enkopresis
– Wohnen

O'zapft is!

25 Jahre Kappeler Werkstätten



Am 10. Oktober 2014 feierten die Kappeler Werkstätten zusammen mit ihren Mitarbeitern, Kunden und Freunden das 25-jährige Betriebsjubiläum.

Alle Mitarbeiter und Gäste wurden in dem 600 m² großen und bayerisch geschmückten Festzelt mit zünftiger Blasmusik von den Möhnsener Musikanten empfangen. Bei Liedern wie »Zicke, zacke, hoi, hoi« oder »Die Hände zum Himmel« schunkelten die Gäste bereits vor Beginn der offiziellen Feier.

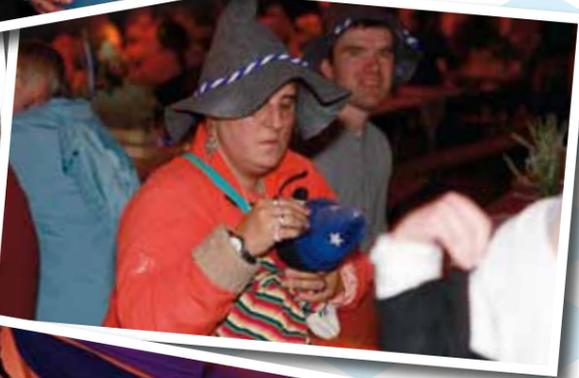
Im Anschluss an die Festrede von Herrn Lenz und die zahlreichen Grußworte der Gäste verwöhnte unser Küchenteam die Besucher mit einem zünftigen Festessen. **Nach der** leckeren Stärkung konnten alle Anwesenden eine Premiere erleben:

Unsere Musik- und Theatergruppe führte zum ersten Mal die flotte Revue »Crazy Daisy« auf.

Ab 20 Uhr startete schließlich der »Bayerische Abend«. Viele Mitarbeiter waren entsprechend im Dirndl oder in Lederhosen zur Feier gekommen.

DJ »Floh« heizte mit aktuellen Partyliedern mächtig ein und das ganze Zelt stand Kopf. Es wurde getanzt, geschunkelt und gesungen, bis weit nach Mitternacht.

Die mutige Entscheidung, das Jubiläum mit einem Oktoberfest zu feiern, war ein riesiger Erfolg und so war diese Feier noch wochenlang Gesprächsthema in der Werkstatt. ■



TEXT: BERND SANDFORT ■ FOTOS: RANDY KABLAU



»Auf Pia ist Verlass.«

Erfolge in der tiergestützten Therapie

Die tiergestützte Pädagogik eröffnet Kindern, sich im Umgang mit einem geduldigen und verlässlichen Tier der in ihnen steckenden, ungeahnten Möglichkeiten bewusst zu werden. Sie bewirken etwas und das Tier lässt sich darauf ein. Sie überwinden mental ihr Handicap und gewinnen an Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein.

Pia zu Gast im »Schleiblick«

Seit Dezember 2012 kommt Therapeutin Barbara mit ihrer Begleithündin Pia in den »Schleiblick«, unsere Heilpädagogische Einrichtung für Kinder und Jugendliche mit besonderem Hilfebedarf. Die ersten Treffen dienten dem gegenseitigen Kennenlernen. Schnell fassten sowohl die Hündin als auch die Kinder Vertrauen.

Parallel erstellte die Therapeutin gemeinsam mit den Erziehern Zielvereinbarungen und Maßnahmeplanungen für die Kinder. Sie reichten von der Farblehre über Wahrnehmungsschulungen bis hin zur Stärkung des Selbstvertrauens. Im ständigen Austausch zwischen Therapeutin und Erziehern wurden die Maßnahmen individuell modifiziert.

In einem Projekt bauten die Kinder unter Anleitung beispielsweise eine Belohnungsbahn für Pia, die anschließend zum Einsatz kam.

Es war beindruckend, wie sich die Beziehungen zwischen den einzelnen Kindern und der Hündin festigten.

Die Kinder näherten sich allmählich den vereinbarten Zielen und diese Erfolge unterstützten sie wiederum bei der Bewältigung von Herausforderungen in anderen Lebensbereichen. Die Lernbereiche wurden übertragbar. Es entwickelten sich neue Zielperspektiven. Eine Vielfalt an möglichen Einsatzbereichen

in der tiergestützten Begleitung eröffnete sich. Sogar die Sprachentwicklung und eine Verbesserung des Gangbildes konnten erreicht werden.

Die Vorfreude bei den Kindern ist groß, wenn Pias Besuch im Wochenplan angekündigt wird. Und noch größer ist die Freude, wenn sie endlich vor der Tür steht.

Verborgene Ressourcen werden bei den Kindern geweckt. So wird ein eher quirliger und unruhiger Junge sanft und vorsichtig. Er konzentriert sich voll darauf, mit Pia rücksichtsvoll umzugehen.

Ein Mädchen hat die ersten Kontakte zum Therapiehund über ihre Puppe aufgenommen. Erst berührte das Spielzeug die Hündin, später traute es sich die Kontaktaufnahme auch selbst zu, und streichelt inzwischen das Tier. Mit der Zeit wurde das Mädchen immer mutiger und kniete sich sogar vor Pia, die ein Leckerli von ihrem Oberschenkel naschen durfte.

Die Kinder unserer Wohngruppe freuen sich sehr über die Besuche von Pia und Barbara.

Was ist die tiergestützte Therapie für uns?

Es sind ganz gewöhnliche Situationen, in denen Pia uns begleitet. Die Kinder

spielen mit ihren Spielsachen, laufen draußen im Garten oder sind manchmal auch nur in ihrer eigenen Welt. Der Hund legt sich zu den Kindern, stupst sie auf Kommando an, oder gibt ein Küsschen auf die Hand. Manche unserer Kinder gehen sogar mit Pia spazieren, halten ihre Leine, geben selbst die Kommandos und lachen dabei, wenn sie der Hündin danach eine Belohnung geben können.

Die Arbeit mit dem Hund läuft immer spielerisch ab, jedoch stets mit therapeutischem Hintergrund. Jedes der Kinder macht unterschiedliche Übungen – je nach seinen Vorlieben und Fähigkeiten. Manche Dinge fördern die motorischen Fähigkeiten, andere stärken das Selbstbewusstsein oder trainieren die Konzentrationsfähigkeit oder das Sprachvermögen.

Die Therapeutin bringt oft verschiedene Beschäftigungsspiele mit. Am schönsten scheint für die Kinder das »Leckerchen Verstecken« zu sein. Hier sind alle immer besonders vergnügt. Führen die Kinder Pia an der Leine, wirken sie stolz. Sie sind gleichzeitig aber sehr behutsam mit dem Hund und bringen die nötige Geduld für einen schönen Spaziergang auf. Eine gute Sprachübung ist der Umgang mit Pia natürlich auch, da sie nur richtige Kommandos annimmt und dementsprechend reagiert.

Das Ziel der Therapie für unsere Kinder ist, die Kinder in ihrer Persönlichkeit und Handlungsfähigkeit zu stärken.

Nach einigen Stunden mit Pia haben sie gemerkt, dass man sich auf sie verlassen kann und keine Angst haben muss. Unsere Kinder wirken gelöst, wenn sie mit der Hündin zusammen sind und unterbrechen sogar oftmals stereotype Bewegungsmuster. ■

MENSCHEN.

Ich bin ich!

Ausstellung der Fotografien
von Randy Kablau
im Kappelner Rathaus
vom 7. Juli bis 7. August 2015



CHRISTINE – »TINI«

Und wozu jetzt noch ein Verhaltenskodex?

Ist doch eigentlich klar, wie wir uns als Mitarbeiter im professionellen Umgang mit unseren Klienten verhalten müssen. Oder nicht? Ja, das stimmt. Der Vorteil dieses Schriftstückes ist, dass es schwarz auf weiß festhält, wofür der St. Nicolaiheim Sundsacker e. V. sich einsetzt und was von den Mitarbeitern zum Schutz der Menschen, mit denen wir arbeiten, erwartet wird. Das ist für alle verbindlich und transparent. Und mal ehrlich, wir brauchen auch gar nicht so weit in der Vergangenheit zu graben, wenn wir Beispiele suchen, in denen der Kinderschutz nicht oberste Priorität hatte.

Einige von Ihnen werden sich vielleicht erinnern: Anfang des Jahres überraschte und schockierte uns Papst Franziskus gleichermaßen mit seiner Aussage zum Thema Kindererziehung: Kinder zu schlagen sei in Ordnung, solange dies mit Würde geschehe. Im März dieses Jahres verfolgten wir dann alle gespannt den »Edathy-Prozess«: Hat der frühere SPD-Bundestagsabgeordnete nun kinderpornographisches Material aus dem Internet heruntergeladen oder nicht? Der Prozess wurde gegen Zahlung einer Geldauflage eingestellt, Edathy gilt damit als unschuldig. Tatsache ist, dass es sich bei Kinderpornographie um eine Straftat handelt.

Beide Fälle zeigen Folgendes: Auch Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen und gleichsam als Vorbilder gelten, handeln nicht immer richtig. »Nicht richtig« meint in diesem Zusammenhang, dass hier der Schutz von Kindern und Jugendlichen nicht an erster Stelle stand. **Dem St. Nicolaiheim Sundsacker e. V.** ist

eine professionelle Arbeit mit den uns anvertrauten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen sehr wichtig. Um den Bedürfnissen der hier lebenden Menschen gerecht zu werden und gleichzeitig gemäß der gesetzlichen Bestimmungen zu handeln, bessern wir immer wieder nach und optimieren die Lebensbedingungen unserer Klienten.

So existiert im Verein schon seit Jahren ein Leitbild und 2012 wurde die »Sexualpädagogische Konzeption« als verbindliche Handlungsgrundlage eingeführt, die auch in einer Version in leichter Sprache existiert. Wir nehmen den Schutzauftrag der Jugendhilfe nach § 8a SGB VIII bei Kindeswohlgefährdung wahr und setzen uns aktiv für den Kinderschutz ein. Dabei haben nicht nur die Interventionschritte eine wichtige Bedeutung, sondern insbesondere die präventiven Ansätze werden von uns auf allen Ebenen gestärkt: von der institutionellen Ebene über die Mitarbeiter und unsere Betreuten. Ziel ist dabei immer

der Schutz vor Gewalt, die Wahrung der Rechte und die größtmögliche Umsetzung der Selbstbestimmung und Partizipation.

Was die kontinuierliche Qualitätsentwicklung anbelangt, so ist in diesem Jahr der sogenannte Verhaltenskodex neu hinzugekommen, der weitere Grundsätze unserer Arbeit festlegt. Damit positionieren wir uns gegen Grenzverletzungen jeglicher Art, wir stehen für eine »Kultur des Hinsehens« und einer gelebten Fehlerfreundlichkeit. Unsere Arbeit überprüfen wir ständig und nehmen Kritik jeglicher Art ernst. Wir setzen auf positive Modelle, also auch auf Mitarbeiter, die wissen, dass Kinder nicht geschlagen werden dürfen und dass beispielsweise das Herunterladen von Kinderpornographie den Tatbestand des sexuellen Kindesmissbrauchs umfasst.

Es gibt für alle Mitarbeiter ein Recht auf Selbstschutz: Übergriffe der Bewohner werden nicht toleriert. Es gibt vielmehr geeignete Maßnahmen zum Schutz aller Mitarbeiter, die mit Menschen arbeiten, müssen ihre eigenen Grenzen kennen. Denn nur der kann sich gut für die Belange anderer einsetzen, der seine eigenen Grenzen kennt. Natürlich sind und werden wir nicht unfehlbar

sein, aber wir können jederzeit Verantwortung übernehmen und Nachbesserungen auf den Weg bringen. Das alles kann natürlich nur gelingen, wenn wir weiter ehrlich und vertrauensvoll miteinander umgehen.

Auf den Weg gebracht wurde das Ganze durch die bundesweite Fortbildungsoffensive in den Jahren 2010 bis 2014 der »Deutschen Gesellschaft für Prävention und Intervention bei Kindesmissbrauch und -vernachlässigung e. V.« (DGfPI), an der zahlreiche Mitarbeiter der Jugendhilfe teilnahmen.

Das Ziel dieser Fortbildungsoffensive war die Stärkung der Handlungsfähigkeit (Prävention und Intervention) von Mitarbeitern der Kinder- und Jugendhilfe zur Verhinderung sexualisierter Gewalt. Die damalige Dozentin, Frau Schele vom Präventionsbüro Petze in Kiel, führte u. a. einen Soll-/Ist-Vergleich zum Thema »Schutzkonzepte« in unserem Verein durch und empfahl, die Einführung einer Selbstverpflichtungserklärung. Von allen anderen bereits installierten Maßnahmen war sie hell auf begeistert. Und nun haben wir auch die Einführung einer Selbstverpflichtungserklärung mit Verhaltenskodex umgesetzt. ■

- Teil 1 der Gruppenkonzeptionen stellt den Rahmen für das Schutzkonzept: Hier wird u. a. auf die Etablierung »sicherer Orte« Bezug genommen, es werden Partizipations- und Beschwerdemöglichkeiten benannt und unter Punkt 3 sind die Bestandteile von »Opferschutz, Schutzauftrag und Präventionsarbeit« benannt.
- Etat für Fortbildungen/Fortbildungsangebote
- Teilnahme an der bundesweiten Fortbildungsoffensive zur Stärkung der Handlungsfähigkeit (Prävention und Intervention) von Mitarbeitern der Kinder- und Jugendhilfe zur Verhinderung sexualisierter Gewalt (2010-2014)
- Arbeitskreise »SPK« und »Schutzkonzepte« mit konkretem Aufgabenbereich (siehe Dokument »Aufgaben des Arbeitskreises« von 11/2014)

... auf Mitarbeiterebene

- Bei Einstellung und in regelmäßigen Abständen ist ein erweitertes Führungszeugnis nach § 72/72a SGB VIII, eine »persönliche und fachliche Eignung von Mitarbeitern« erforderlich.
- Selbstverpflichtungserklärung und Verhaltenskodex ab 2015 für alle Mitarbeiter und Neueinstellungen
- Die »Sexualpädagogische Konzeption« wird mit den Einstellungsunterlagen ausgehändigt.
- SPK: Für neue Kollegen Erläuterung durch Mitarbeiter des Arbeitskreises »Schutzkonzepte«, hier insbesondere Erläuterung der Handlungsschritte
- je Wohngruppe ein Mitarbeiter TN des Arbeitskreises »Schutzkonzepte«
- Teilnahme an Fachfortbildungen
- Teamsupervision

... auf Kinder- und Jugendlichebene

- SPK in leichter Sprache
- Partizipation u. a. über Kinderteams und Jugendparlament
- Ampel-Modelle in den Gruppen
- Beschwerdemöglichkeiten
- Kinderrechte werden gewahrt und geachtet
- Präventionsangebote intern/extern

Bestandteile des Schutzkonzeptes St. Nicolaiheim Sundsacker e.V.

Rechtliche Grundlagen

- § 8a SGB VIII (Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung)
- § 72/72a SGB VIII (Persönliche und fachliche Eignung sowie Tätigkeitsausschluss einschlägig vorbestrafter Personen) nach dem Bundeskinder-schutzgesetz vom 1.1.2012
- UN-Kinderrechtskonvention vom 20.11.1989
- UN-Behindertenrechtskonvention, in Kraft seit dem 03.05.2008

... auf Institutionsebene

- Leitbild, ab April 2015 mit Verhaltenskodex
- »Sexualpädagogische Konzeption« (SPK) als verbindliche Handlungsgrundlage mit Handlungsschritten (bei Verdacht der sexuellen oder körperlichen Gewalt durch Bewohner, Außenstehende oder Mitarbeiter). Die SPK ist Bestandteil des Einführungslehrgangs
- Selbstverpflichtungserklärung und Verhaltenskodex ab 2015
- Unser Verein ist Mitglied in der DGfPI (Deutsche Gesellschaft für Prävention und Intervention bei Kindesmisshandlung und -vernachlässigung e.V.)



Partizipation und persönliche Haltung

Kultur des Hinsehens



»Das Feuer ist aus!« Brandschutztag in Sundsacker

Alarm schrillt durch das Haus, in dem noch 14 Jungen, eine Betreuerin und ein Betreuer schlafen. Es riecht nach Rauch...

Ein Betreuer wacht als Erster auf, Lärm und Brandgeruch kommen direkt aus seinem Zimmer im Untergeschoss des Hauses in Sundsacker. Er bemerkt, dass seine Nachttischlampe umgestürzt ist, sie liegt teilweise auf seinem Kopfkissen, und das Kissen qualmt. Noch etwas schlaftrunken tritt der Junge auf den Flur, läuft zum Dienstzimmer, wo ihm bereits, ebenfalls von den Brandmeldern alarmiert, seine Betreuerin entgegenkommt. Gemeinsam eilen sie zurück zum Zimmer des Jungen, in dem zwischenzeitlich das Kissen Feuer gefangen hat.

Ein beherztes Zugreifen der Betreuerin und das Kissen fliegt aus dem eilig geöffneten Fenster in die Frühjahrsnacht. Noch einmal Glück gehabt, es ist nichts mehr vom Feuer zu sehen, aber das Zimmer ist unbewohnbar, stinkt stechend nach dem verbrannten Kissen. Hier wird heute niemand mehr schlafen. Kurzerhand zieht der Betreute in das Wohnzimmer um, um dort auf dem Sofa die Nacht zu verbringen. Morgen ist Schule, und nach dem Schreck benötigen alle noch dringend Schlaf.

Als der Junge zur Ruhe kommt, geht die Betreuerin noch einmal um das Gebäude, um sich zu vergewissern, dass nun wirklich alles in Ordnung ist. Dicker Qualm wabert aus dem Zimmerfenster, in dem noch vor Minuten der Betreute tief und fest schlief. Die Matratze seines Bettes steht in Flammen.

Eilig wird der Betreuer im Obergeschoss des Hauses geweckt, um den Brand zu löschen, während die Betreuerin die Kinder beider Etagen aus dem Haus evakuiert und im Garten versammelt.

Mittlerweile ist die Feuerwehr alarmiert, doch das Zimmer steht jetzt in Flammen. Während die Betreuten in Sicherheit abwarten, kämpft der Betreuer – in seiner Freizeit Mitglied einer Freiwilligen Feuerwehr – mit immer neuen Feuerlöschern, die seine Kollegin herbeischafft, gegen die Flammen. Ein Löscher nach dem anderen wird in die Flammen entleert, und endlich ist es geschafft. »Das Feuer ist aus!«, sagt ein erschöpfter Betreuer, als er zu den Betreuten in den Garten tritt, und spontan gibt es Applaus.

Kurz darauf trifft die Feuerwehr ein und sichert die Brandstelle. Ein Krankenwagen ist ebenfalls vor Ort, aber körperlich verletzt worden ist niemand.

Dennoch hinterlässt das Ereignis gleichermaßen Spuren unter Betreuten und Betreuern. Was wäre gewesen, wenn der Alarm nicht funktioniert hätte? Was wäre passiert, wenn das Löschen des Brandes nicht geglückt wäre? Was hätte alles noch geschehen können, wenn Betreuer und Betreute die Situation nicht derart gut gemeistert hätten? Was, wenn unter den teilweise seelisch behinderten Betreuten eine Panik ausgebrochen wäre? Diese Fragen lassen sich nicht zuverlässig beantworten, und gerade deshalb entsteht die Idee, in Sundsacker, wo der Brand passierte, einen Brandschutztag zu veranstalten.

Die Winnemarker Feuerwehr wird kontaktiert und für diese Idee gewonnen, und so findet einige Monate nach dem Ernstfall in Sundsacker eine Probe in Form eines Brandschutztages statt. Etwa 35 Teilnehmer aus den Bereichen der Angebote für Kinder und Jugendliche und

des intensiv unterstützten Wohnens und Arbeitens kommen zu dieser Veranstaltung, der die Überzeugung zugrunde liegt, dass sich sowohl Betreuer als auch Betreute mit Löschmitteln auseinandersetzen und die unterschiedlichen Brandarten kennen sollten.

Mit einem Löschfahrzeug und dem Ausbildungsmobil ist es den Feuerwehrleuten neben der Präsentation dieser Fahrzeuge möglich, Gefahren aufzuzeigen, wie sie bei einer Spraydosenauslösung oder beim Löschen eines Fettbrandes mit Wasser auftreten. Alle Teilnehmer lernen das Löschen eines Brandes mit dem Feuerlöscher und das Löschen eines Synthetikbrandes.

Und das Verhalten in verrauchten Räumen kann trainiert werden, als die Feuerwehr mit Hilfe einer Nebelmaschine einen Trakt des Hauses in Nebel hüllt und der Alarm ausgelöst wird. Gemein ist Betreuern wie Betreuten die Neugierde insbesondere am Erlernen der Handhabung des Feuerlöschers.

»Das meiste wusste man zwar irgendwie schon vorher, doch ob man es auch wirklich angewandt hätte?«, fragt ein Betreuer nach dem Brandschutztag. Und es wird klar, dass es auch in diesem Fall ist wie eigentlich immer: Training gibt Sicherheit. Wer einmal mit einem Feuerlöscher einen echten Brand unter kontrollierten Bedingungen und unter Aufsicht der Feuerwehr gelöscht hat, dem wird es leichter fallen, zu diesem Gerät zu greifen, wenn es wirklich einmal brennt.

Auch über ein Jahr nach dem Brand sind die Erlebnisse dieser Nacht bei allen Bewohnern und Betreuern des Hauses sehr präsent. Mit dem Brandschutztag konnten nun aber Kompetenzen erworben und Ängste abgebaut werden, und es bleibt zu hoffen, dass der Brandschutztag in Sundsacker die Probe eines nie mehr eintretenden Ernstfalls bleibt. ■

Fußball-WM in Brasilien

Dennis Greiner arbeitet in den Kappeler Werkstätten und war 2014 als Nationalspieler zur »INAS WORLD FOOTBALL CHAMPIONSHIPS« in Brasilien.

Wie kam es dazu, dass du zur WM nach Brasilien gefahren bist?

Ich habe im Juni 2013 bei den Deutschen Meisterschaften für Schleswig-Holstein in Wetzlar gespielt. Dort sind wir Zweiter geworden. Der Nationaltrainer Jörg Dittwar ist auf mich aufmerksam geworden und hat dann Kontakt zu dir, meinem Trainer in der Werkstatt, aufgenommen. Daraufhin wurde ich ab September 2013 zu einigen Lehrgängen eingeladen. Im August hatten wir dann in der Nähe von München noch ein Trainingslager und von dort aus ging es dann direkt nach Brasilien.

Wie fühlt man sich als Nationalspieler?

Ich war sehr überrascht und dann auch sehr aufgeregt, als es hieß, ich fahre nach Brasilien.

Welche Erlebnisse und Eindrücke von Land und Leuten hast du aus Brasilien mitgenommen?

Die Leute waren alle sehr nett und freundlich. Wir haben uns mit Händen und Füßen verständigt, aber es ging. Wir haben auch mal abends am Strand mit Einheimischen Fußball gespielt.

Hattest du es dir so vorgestellt?

Jein. Das Land hatte ich mir so schon vorgestellt, aber ich bin davon ausgegangen, dass die Fußballplätze wesentlich besser wären.

Wie war das Wetter?

In Brasilien war damals ja Winter. Wir hatten die ersten beiden Tage starken Regen. Danach wurde es gut und wir hatten immer so um die 30 Grad.

Wo hattet ihr euer Quartier?

Wir haben in einem Hotel im Randgebiet von São Paulo gewohnt. Es war schon eine etwas ärmere Gegend.

Wie schmeckt brasilianisches Essen?

Wir hatten im Hotel immer Reis, Nudeln und Fisch. Leider haben wir nicht wirklich richtig landestypisch gegessen.

Was wirst du von dieser Reise nie vergessen?

Mein Tor in einem Vorbereitungsspiel gegen eine Bayernauswahl – eine Mannschaft mit Ex-Profis. Den Zusammenhalt innerhalb der Mannschaft und natürlich den Strand. Von dem konnte



man auf eine Insel gucken, auf der die ganzen brasilianischen Stars ihre Häuser haben.

Wie lief das Turnier für dich?

Ich finde ziemlich gut, ich habe in jedem Spiel gespielt. Ich bin zufrieden mit meiner Leistung. Ich habe versucht, meine Aufgaben zu erfüllen und einfach zu spielen... so, wie du es auch immer sagst.

Ihr habt den letzten Platz belegt. Warum lief es nicht so gut?

Wir hatten zu wenig Vorbereitungszeit und konnten uns nicht richtig einspielen. Wir hatten nur drei Lehrgänge und ein Trainingslager in dem Jahr vor der Weltmeisterschaft.

Wie war die Stimmung im Team?

Innerhalb der Mannschaft hatten wir eine sehr gute Stimmung, es hat auch jeder für den anderen gekämpft. Ich hab auch noch zu vielen Kontakt über Facebook.

Wie war die Organisation in Brasilien?

Das war alles gut. Wir hatten immer einen Ansprechpartner aus dem Trainerstab.

Welche Position hast du gespielt?

Ich habe als 6er im defensiven Mittelfeld gespielt. ■



400 v. Chr. 2003

25 n. Chr.

1940/41

1830



Licht und Schatten im Umgang mit Menschen

Wie sind Menschen zu anderen Zeiten mit Menschen mit Behinderung umgegangen? Wie haben sie über sie gedacht? Einige Beispiele waren in der vergangenen Ausgabe des »Zeitfenster«s zu lesen. Heute erscheint ein zweiter Teil: Das St. Nicolaiheim ist eine diakonische Einrichtung, die auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes arbeitet. Da lag die Frage nahe: Wie haben eigentlich Christen in den verschiedenen Jahrhunderten Menschen mit Behinderung behandelt? Wie so oft liegen auch hier Licht und Schatten dicht beieinander.

Israel, 400 v. Chr.

Zur Zeit des Alten Testaments galten Menschen mit Behinderung als unrein. Gott war heilig, rein und perfekt. Und wer verkümmerte Gliedmaßen hatte, wer lahm, aussätzig, blind oder stumm war, galt als unrein. Menschen mit Behinderung und Gott passten nach jüdischem Verständnis darum überhaupt nicht zusammen. Deshalb mussten Priester und Tempeldiener auch ausnahmslos gesund sein. Auch Opfertiere im Tempel mussten makellos sein, sonst durften sie Gott nicht geopfert werden.

Israel, 25 n. Chr.

Jesus Christus machte einen Neuanfang: Er behandelte Menschen mit und ohne Behinderung ebenso liebevoll wie Gesunde, brave Bürger, Fromme und Normale. Allen war er Arzt und Seelsorger. Alle liebte er gleich. Und alle benötigten ihn als Heiland und Herrn.

Behinderung galt nicht mehr als Trennungsgrund von Gott. Dies ist bis heute die Grundlage der Diakonie: Nicht Aussehen, Abstammung, gute Taten und eine vollkommene Gesundheit bringen den Menschen Gott näher. Alle sind fern von Gott – nicht nur die Lahmen, Gebrochenen, Verwirrten und Unansehnlichen Menschen, auch die guten Christen, die Jungen, die Sportlichen und die Frommen. Und Menschen mit Behinderung machen sich gemeinsam mit Gesunden auf den Weg mit Christus.

Bielefeld, 1880

Friedrich von Bodelschwingh, Spiegelgefährte des späteren Kaisers Friedrich III., begann im 19. Jahrhundert als Christ mit Kranken und Behinderten zu arbeiten. Dabei sah er nicht die Defizite, die Krankheiten und Einschränkungen im Vordergrund, sondern betrachtete den Menschen ganzheitlich: Es ging ihm nicht nur um eine gute Verwahrung und

Schutz. Menschen mit Behinderung und vor allem Wanderarbeiter und Obdachlose sollten auch arbeiten, für ihren Lebensunterhalt aus eigener Kraft mit-sorgen. Sie konnten die »Anstalten« verlassen und in normalen Häusern leben. Betreute durften zusammen Feste feiern, fröhlich sein und tanzen. Sie durften auch Gottes Wort hören. Denn eine eigene Spiritualität wurde ihnen nicht abgesprochen. Alltägliches Beten und Singen war ebenso normal wie Kontakte zwischen Männern und Frauen. Alltagspraktische Fähigkeiten wurden gelehrt. Und wer konnte, lernte lesen und schreiben, rechnen und Bibelkunde. Von Bodelschwingh nahm die Menschen als Gottes Kinder mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen nach Arbeit, Festen, Bildung, Sexualität und Spiritualität ernst.

London, 1830

Das »**Bethlehem Hospital**« wurde zu einem der beliebtesten Ausflugsziele Londons. An Sonntagen pilgerten Menschenmassen mit Kind und Kegel in die Psychiatrische Klinik der britischen Hauptstadt.

Dort wurden psychisch Kranke und geistig Behinderte in damals hochmoderner Weise betreut. Das Bürgertum nahm daran lebhaften Anteil: Menschen mit Behinderung spielten selbst in Theaterstücken mit, erhielten Besuch von außen, wurden studiert und aus den gefängnisähnlichen Verwahranstalten früherer Zeiten herausgeholt.

Es entstand eine europaweit einmalige, eigene Kunstform, die englische »Wahnyrik« (Mad Songs), die bis heute nachwirkt: Psychisch Kranke verfassten eigene poetische Texte, die ihr eigenes inneres Selbstbild und Selbstverständnis widerspiegeln.

Die Sensationsgier der Theaterbesucher und Leser, die damit auch vermischt war, erscheint uns heute zu Recht sehr befremdlich. Gut aber war, dass normale Gemeindeglieder auf ihnen fremde geistig und psychisch Kranke zugingen, sie sehen, mit ihnen sprechen, sie wahrnehmen und einbeziehen wollten.

Deutschland, 1940/1941

Die Grausamkeit der Aktion T4 war barbarisch. Niemand kann erfassen, wie furchtbar der Tod von etwa 70.000 Menschen war, die wegen ihrer Behinderung von den Nationalsozialisten getötet wurden. Die meisten Täter und die allermeisten Opfer waren getaufte und konfirmierte Christen. Was für eine furchtbare Sünde und Schuld!

Aber es gab auch Widerstand: Zuerst protestierten die Eltern unter enormem Risiko für Leib und Leben bei Parteiführern. Es gab unangemeldete Demonstrationen, die von Polizei und SS gewaltsam aufgelöst wurden. Flugblätter zum Thema »Euthanasie« wurden gedruckt und von den Alliierten aus Flugzeugen abgeworfen. Wer die falschen Worte wählte, konnte selbst inhaftiert und ermordet werden. Dennoch drang die Krankenschwester Anna Wödl in die Reichskanzlei und in das Reichsinnenministerium ein, um – vergeblich! – ihrem behinderten Sohn das Leben zu retten. **Prominente Bischöfe** prangerten das Vorgehen der Nazis von den Kanzeln herab an, machten es bekannt und durchbrachen die Mauer des Schweigens und des Todes. Clemens August Graf von Galen, katholischer Bischof in Münster, Konrad Graf von Preysing, Berliner Bischof, und der Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg erhoben in einer der finstersten Stunden der

deutschen Kirche ihre Stimme gegen die widertätige Tötung von Kranken und Behinderten. Der schwer herz- und nierenkranke Lichtenberg betete mit seiner Gemeinde jeden Sonntag mitten in Berlin öffentlich für die Verfolgten gleich welchen Glaubens und verfasste Protest-schriften – zum Beispiel 1941 in einem Schreiben an den »Reichsgesundheitsführer« Leonardo Conti. Auf dem Weg ins Konzentrationslager Dachau starb Lichtenberg. Doch nicht nur Eltern und Bischöfe, auch Heimleiter, Anstalts-pfarrer und Diakonissen versuchten Menschen mit Behinderung auf Dachböden, in Scheunen und in Gartenlauben zu verstecken. Meist blieben diese Versuche erfolglos. Dennoch wurde die Aktion aufgrund des starken Widerstands in der Bevölkerung 1941 auf Hitlers ausdrücklichen Befehl beendet. Aber die Morde in den Anstalten wurden in anderer Weise fortgeführt.

2003

Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) rief im Jahr 2003 zu einer besseren Integration von Menschen mit Behinderung auf: »Behinderte Menschen erhalten in der Gesellschaft nicht den ihnen gebührenden Platz«, erklärte der Zentralausschuss des Weltkirchenrates. Menschen mit Behinderung »störten die gesellschaftlichen Ideale von Vollkommenheit und Erfolg und würden daher oft ausgegrenzt.« **Selbstkritisch** wurde angemerkt, dass sich auch die Kirchen zu wenig um Blinde, Gehörlose sowie physisch und geistig eingeschränkte Menschen kümmern würden.

»Wir brauchen kein Mitleid, auch kein Erbarmen, sondern mitfühlendes Verständnis und Chancen, damit wir unsere Berufung, unsere Möglichkeiten und Fähigkeiten entfalten können«, ...

... heißt es in der Erklärung »Kirche aller«. Der Text wurde von Menschen mit Behinderung und ihren Angehörigen verfasst.

In einer Pressemitteilung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) heißt es: »Kernstück christlicher Theologie sei die Kritik an Erfolg, Macht und Perfektion ist Achtung vor Schwachheit, Gebrochenheit und Verletzlichkeit.«

Alles Leben sei eine Gabe Gottes, auch Leben mit Behinderung. So bezeichne Gott in der Bibel seine Schöpfung als »sehr gut« und nicht als »vollkommen«. In der Bibel gebe es viele Menschen mit Behinderung, die Gottes Wort verkünden. Behinderung sei daher weder eine Strafe für Sünde noch Ausdruck einer dämonischen Kraft, wie es die Kirchen früher zum Teil lehrten.

In allen großen Städten der Welt lebten Männer und Frauen jeden Alters, ethnischer Herkunft, Kultur und Religion wegen ihrer Behinderung in Armut, Hunger und Abhängigkeit. Allerdings bestehe zwischen der materiellen Lage eines behinderten Menschen in den nördlichen und einem nichtbehinderten Menschen in den südlichen Ländern ein »erhebliches Gefälle«, so der ÖRK. Behinderte im Norden seien oft besser gestellt als Nicht-Behinderte im Süden.« ■



FOTOS: ARCHIV ST. NICOLAIHEIM SUNDSACKER E. V.

Wir wünschen einen schönen Sommer!